

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Markgräfler. 1924-1932 1930

13 (20.7.1930)

Der Markgräfler

Freie deutsche Zeitung für das schaffende Volk in Stadt und Land
Erscheint halbmonatlich. Durch jede Postzeitungsstelle zu beziehen. Vierteljährlich M. 1.50

Nr. 13

Lörrach, 20. Juli 1930

7. Jahr

Deutscher Trost

Ihr hörtet den Dichter sagen:
Nur Zeit, mein Volk, nur Zeit!
Es war ein wehes Klagen
Wie ein Verschütteter schreit.

Ihr saht die Weisen schreiben:
Dies Volk ist ohne Raum!
Wie Menschen stecken bleiben
Auf engen Treppen im Traum.

Aus: „Gundula“

Ich höre den Engel grollen,
Im Winde weht sein Saum:
Dies Volk braucht nur zu wollen,
So hat es Zeit und Raum.

Ich sehe den Vater blihen
Wetterleuchtend im Ring:
Sie sollen Alles besitzen:
Die Zeit, den Raum und das Ding!

Burte

Tribut = Dichtung und Wahrheit

Von Dr. Alexander Graf Broddorff

„Der nicht geschundene Mensch wird nicht erzogen“ — diesen Satz des alten Griechen Menander hat Goethe an die Spitze von „Dichtung und Wahrheit“ gestellt. Leider kann man den Satz nicht ins Bejahende umstellen — „der geschundene Mensch wird erzogen“; wie ausgezeichnet erzogen müßte sonst das deutsche Volk sein nach den Erlebnissen der letzten 16 Jahre! Es ist geschunden genug für einen modernen Marsyas; ohne viel Erziehungs-Erfolg.

Der sehr schlechten erfüllungspolitischen Dichtung über den Youngplan beginnt die Wahrheit zu folgen — die Wahrheit der unangenehmen Erprobung. Vor einem Jahr eröffneten die Erfüllungsparteien ihren Werbefeldzug für den Young-Plan. Von Stresemann bis Crispien erscholl es gellend und unermüdet: der neue Plan bringt wesentliche Erleichterungen! Gewaltige Ersparnisse! Höchst bedeutsame Fortschritte! Die Werber für den Youngplan errechneten je nach Geschmack 6, 8, 12, ja 100 und mehr Milliarden Mark Ersparnisse für Deutschland. Manche Leute begannen sich einzubilden, es liege nunmehr irgendwo ein Schatz von vielen Milliarden Goldmark, den das neue Tributsystem großmütig dem deutschen Volke schenke, und es gelte, bei der Verteilung dieses Schazes rechtzeitig zur Stelle zu sein;

aus Ost und West meldeten sich geldhungrige Anwärter auf gebührende Anteile dieses unerwarteten Milliardensegens. Unter den Zauberhänden der Werber für den Young-Plan verwandelte sich eine 116-Milliarden-Last in eine wunderbare Entlastung.

Ein paar Beispiele aus unzähligen.

Reichsinnenminister Severing verkündete in seiner Rede vor dem Duisburger Reichsbanner am 31. August 1929: „Der Young-Plan bringt politische und finanzielle Vorteile von unendlicher Tragweite.“

Der „Vorwärts“ vom 8. Juni 1929, Nr. 264 behauptete: „Der Gegenwartswert der von Deutschland zu übernehmenden Schuld beträgt etwa 30—35 Milliarden, je nach dem Zinsfuß, den man der Berechnung der Verzinsung zugrundelegt. Die Schuld, die Deutschland in der Nachkriegspsychose des Londoner Ultimatus aufgelegt wurde, betrug 132 Milliarden. Um etwa 100 Milliarden hat sich also die dem deutschen Volk und der arbeitenden Klasse Deutschlands von außen aufgebürdete Kriegslast vermindert.“

Naphthali, sozialistischer Wirtschafts-Sachverständiger und Gewerkschaftsberater, schrieb im „Vorwärts“ vom 2. Juni 1929, Nr. 253: „Wichtiger als die Herabsetzung der durchschnitt-

lichen Jahresleistungen ist die Entlastung der ersten Jahre, die der neue Plan bringt, weil gerade in diesen Jahren für die Erstarlung der deutschen Wirtschaft die stärkere Schonung in höchstem Maße erwünscht ist."

Die sozialdemokratische Partei (Bezirksverband Berlin-Brandenburg), der Allgemeine Deutsche Gewerkschaftsbund (Berlin-Brandenburg), das Reichsbanner Schwarzrotgold (Gau Berlin-Brandenburg), brachten ein gemeinsames Flugblatt für die Annahme des Young-Planes heraus. Das Flugblatt tobt gegen das Volksbegehren; es errechnet für die ersten 10 Jahre Young-Plan eine Erleichterung um 11,4 Milliarden Mark und erklärt:

"Lüge und Verleumdung ist es, wenn jene Parteien die Behauptung aufstellen, daß diese neuen Vereinbarungen, die ziffernmäßig eine Erleichterung um 11,4 Milliarden bringen, eine „Versklavung Deutschlands“ sein sollen."

Der Reichsernährungsminister Dietrich empfahl die Annahme des Young-Planes als Mittel zur Entschuldung und steuerlichen Entlastung der Landwirtschaft:

"Wenn die Landwirtschaft zur Zeit unrentabel ist und in wachsendem Maße sich verschuldet, so ist ein Teil der Ursachen in den hohen Steuern und in den unmöglichen Zinssätzen zu suchen, die wir zurzeit in Deutschland haben. Einige Milliarden Schulden sind allein auf die letzteren zurückzuführen. Gerade aber auf diesen Gebieten soll der Young-Plan Erleichterung bringen . . . Nur wenn es gelingt, im Verfolg des Young-Planes die Realsteuern zu senken, die Kapitalbildung in Deutschland zu verstärken und auf diesem Wege die Zinsen zu senken, wird es möglich sein, die Belastung der Landwirtschaft durch die öffentliche Hand und durch die Schuldenlast auf ein erträgliches Maß zurückzudrängen."

Reichsminister Schädel erklärte in seiner Rundfunkrede vom 22. Oktober 1929: Während der ersten 10 Jahre wird der Young-Plan eine Ersparung von rund 6 Milliarden ergeben, eine für die deutschen Finanzen und die deutsche Wirtschaft sehr bedeutsame Summe . . . Jedenfalls wird für eine große Reihe der nächsten Jahre der Young-Plan eine starke Erleichterung bringen."

Oktober 1929 verbreitete die Reichsregierung eine Postwurffendung „an alle Haushaltungen“ in Millionen von Stücken, die als Vorteile des Young-Plans pries:

"In den ersten 10 Jahren ersparen wir auf Grund des Young-Plans insgesamt rund 6 Milliarden Goldmark. Also Vorteile der Neuregelung: Verminderung der Lasten. Sanierung von Reichsfinanzen und Wirtschaft. Lockerung des Steuerdrucks. Erleichterung der Kapitalbildung. (Abbau der Rentenbankschuld). Schaffung vermehrter Arbeitsmöglichkeit." —

Anfang Dezember 1929 suchte Reichsfinanzminister Hilferding Stalin und Wilson zu vereinigen; er veröffentlichte einen „Fünf-Jahres-Plan“ in „14 Punkten“, der dem deutschen Steuerzahler die schönsten Erleichterungen versprach für den Fall, daß der Volksentscheid vom 22. Dezember abgelehnt und der Young-Plan angenommen würde. Hilferdings 14 Punkte versprochen u. a.:

„1. Senkung der Einkommensteuer, sowohl durch Herabsetzung des steuerfreien Einkommensanteils und Verbesserung der Kinder-Ermäßigung als auch Herabsetzung und Auseinanderziehung des Tarifs . . . Die Senkung des Tarifs wird durch-

schnittlich 12 Prozent, 20 Prozent und 25 Prozent mit einem Höchstfuß von einem Drittel des Einkommens betragen. Der Steuerabzug vom Kapitalertrag wird aufgehoben für die Zinsen aus festverzinslichen Anleihen, die nach dem 31. Dezember 1929 ausgegeben sind. Der Abzug für Versicherungsprämien wird erhöht."

„2. Senkung der Vermögenssteuer durch Aufhebung für die Stufen bis zu 20 000 Reichsmark."

„3. Senkung der Realsteuern und zwar der Gewerbesteuer um 20 Prozent und der Grundsteuer um 10 Prozent, sowie Weiterentlastung nach Inkrafttreten des Vereinheitlichungsgesetzes . . ."

„4. Aufhebung der Aufbringungslast für die Industrieobligationen durch Abbau dieser Last . . ."

„5. Aufhebung der Rentenbankzinsen durch Verrechnung mit dem Gewinnanteil des Reichs auf der Reichsbank."

„6. Senkung der Gesellschaftsteuer und der Wertpapiersteuer auf je die Hälfte des geltenden Satzes, der Börsenumsatzsteuer um ein Drittel des geltenden Satzes."

„7. Aufhebung der Zuckersteuer."

So angenehm klangen die ersten 7 der 14 Punkte Hilferdings. Aber leider folgten 7 minder erfreuliche Punkte, wie die 7 mageren Kühe den 7 fetten Kühen in Pharaos Traum; Biersteuer-Erhöhung, Tabaksteuer-Erhöhung u. a. Aber die Steuerentlastung sollte weitaus überwiegen. Am 12. Dezember 1929 setzte Reichskanzler Hermann Müller dem deutschen Reichstag im Namen der deutschen Reichsregierung dies Steuerentlastungsprogramm auseinander und sprach das große Wort aus:

"Ich habe Ihnen, meine sehr geehrten Damen und Herren, damit ein Steuerentlastungs-Programm von genau 915 Millionen für 1930 in großen Zügen umrissen."

Selten ist ein phantastischer Traum rascher zusammengebrochen. Am 19. Dezember 1929, drei Tage vor dem Volksbegehren, mußte das Reichsfinanzministerium den Länderregierungen mitteilen, daß die Reichsregierung die fälligen Ueberweisungen an die Länder nur zur Hälfte auszahlen könne! In wenigen Stunden schwanden alle Hoffnungen auf Steuerentlastung. Von Hilferdings Programm blieb nichts übrig als eine Anregung zu schleunigsten und großzügigen neuen Steuererhöhungen und Belastungen, die noch vor Jahreschluß durchgeführt wurden (Sofortprogramm). — 360 Millionen Mark Neubelastung im Jahr. Am 21. Dezember stürzte Hilferding, am 23. wurde Moldenhauer Reichsfinanzminister; er fand, wie er selbst gesagt hat, in den Reichsfinanzen ein Trümmerfeld vor. Und aus diesem Trümmerfeld heraus waren die Versprechungen riesiger Steuerentlastung erschollen! Dabei zahlte das Reich seit dem 1. September 1929 tatsächlich „nur“ die „erleichterten“ Young-Zahlungen!

Am 6. März 1930 stellte die Reichsregierung eine Steuerentlastung um mindestens 600 Millionen Mark für 1931 in Aussicht, falls der neue Tributplan angenommen würde.

Am 12. März 1930 wurde der neue Tributplan Gesetz. Die Reichsfinanznot war schlimmer denn je. Am 27. März verließ die Sozialdemokratie die Regierung: die rote Partei hatte keine Lust, das Obium der weiteren Maßnahmen zur Durchführung des Tributplans zu übernehmen. Das neue Kabinett Brüning trat mit einem gigantischen neuen Belastungsplan vor den Reichstag; am 14. April nahm der Reichstag die neuen Belastungen an. 534 Millionen Mark

jährliche Nachbelastung! Lautes Jubelgeschrei der Regierungs- verehrer erscholl: die Reichsfinanzen sind saniert!

„Der Etat für 1930 ist ausgeglichen“, sprach Reichs- finanzminister Molkenhauer am 4. Mai 1930 in Bad Eilsen, vor dem westfälisch-lippischen Wirtschaftsbund. Eine „Volks- konservative Flugschrift“ mit der Ueberschrift „Katastrophe oder Rettung?“, herausgegeben von der Volkskonservativen Vereinigung, triumphierte:

„Raum bestätigt, hat die Regierung mit der Arbeit be- gonnen, und in zwei Wochen hat sie die Staatsfinanzen in Ordnung gebracht.“

Ähnlich die „Germania“ vom 19. Mai, Nr. 231:

„Das Kabinett Brüning hat die erste Etappe hinter sich. Die Kassensanierung ist, wenn auch mit einigen Schön- heitsfehlern, durchgeführt.“

Aber Ende Mai war die unangenehme Wahrheit nicht mehr zu verschleiern: ein neuer riesiger Fehlbetrag im Reichs- haushalt, mindestens 750 Millionen Mark! Woher das Geld nehmen? Neue Steuern! Zusammenstreichen der Beamtengehälter, auch der bescheidensten, ohne Rücksicht auf Kinderzahl und Existenzminimum! Neues Borgen! Neue Lasten!

Wie herrlich wir entlastet werden! Wer immer noch nicht glaubt, der lese nach, was der „Vorwärts“ vom 6. Sep- tember 1929 uns darüber mitteilt: „In der Tat bewirkt die stärkere Entlastung in den ersten Jahren auch eine weitere Entlastung in den späteren.“

Es wäre unrecht, zu behaupten, der neue Tributplan bringe uns keine Erleichterung. Er erleichtert uns um die Summen, die wir als Tributsteuern aufzubringen haben; er erleichtert unser Portemonnaie und unsere Brieftasche und unser Sparkonto um so manchen Betrag; er erleichtert uns um die Last des Besitzes und führt uns zu der Besitz- losigkeit, die so manche Weise als höchstes Gut gepriesen haben.

Im Ernst: Die Mittel, welche die Erfüllungspolitiker zur Rettung vorschlagen, sind unsinnig und aussichtslos. Natürlich kann man der Wirtschaft noch beliebig hohe Lasten aufpacken; es genügt dazu ein schlichter Beschluß der Reichs- tagsmehrheit. Aber da das Tributsystem unsere Wirtschaft zwangsläufig immer tiefer in Schrumpfung, Ueberschuldung, Ausverkauf hineintreibt, nützt die Steuererhöhung nichts; sie hilft nur die Wirtschaft immer weiter abzudrosseln, legt neue Betriebe still, wirft neue Arbeitermassen auf die Straßen und schafft neue Fehlbeträge. Das Bemühen der Erfüllungs- politiker, mit Steuererhöhungen der Tributnot zu begegnen, gleicht den vergeblichen Anstrengungen des Mannes, von dem Buddha sagt (Majjhimanikayo des Pali-Kanon III, 140):

„Gleichwie etwa, Bhumijo, wenn ein Mann, der Milch begehrt, Milch sucht, auf Milch ausgeht, eine Kuh am Horn zu melken begäunne; mag der auch also mit Hoffnung bemüht sein, Milch kann er unmöglich gewinnen; mag er auch ohne Hoffnung bemüht sein, Milch kann er unmöglich gewinnen . . . Und warum nicht, Bhumijo? Weil er Milchgewinnen nicht von Grund aus versteht.“

Aufrollung des Tributsystems — etwa auf dem Wege, den Hugenberg gewiesen hat —: das ist das einzige Mittel, um Volk und Staat vor den vernichtenden Wirkungen des Neuen Plans zu retten.

Das Gastmahl der Lüzkower

Die schwarzen Gefellen an blühweißer Runde,
Den Becher erhoben — von Kerzen umflact,
Sie kränzen den Sänger der festlichen Stunde,
Der hart mit der Schwertfaust das Eichenlaub packt.
„Nicht mich, Kameraden“, ruft Körner, — „krönt diesen!“
Er hebt seine Hand, von den Reitern gedrängt.
„Der hat uns den Weg in die Freiheit gewiesen!“
Er deutet zur Wand, wo ein Schillerbild hängt.

„Uns trennt von der Ewigkeit nur noch die Pforte,
Die rasch aus den Angeln der Heldentod reißt,
Das weht drum wie Weihe um unsere Worte,
Wir schauen im Schein schon unsterblichen Geist,
Der heiliges Leben auf Leichen entzündet:
Das Volk ist sein Ziel und die Freiheit sein Plan!
Was dunkel im Blut lebt — als Form hell verkündet,
Das hat für uns Deutsche nur Schiller getan!

Hat Lessing mit seinen Erziehungsfragmenten
Des Menschengeschlechts unser Volk nicht verführt?
Sein Licht war die Fackel des Fluchs zum Verblenden,
Daß niemand mehr Blutsrecht im Vaterland spürt!
Hat Goethe mit seinem gebildeten Schauen
Der kosmischen Welt unser Volk nicht betört?
Sein Werk ist heut Ausdruck und Ausflucht der Lauen,
In denen kein Blut sich zum Kampf mehr empört!

Am Frauenplan haust er in sattem Behagen
Und deutet am Uhrwerk des Weltlaufs herum,
Er weiß jedes Mädchen beim Namen zu sagen,
Doch läßt ihn der Herzschnal der Mitmenschen stumm!
Zum Fluch reißt ihm Kleist noch die Faust aus dem Sande!
Zerschossen die Stirn um verlorene Schlacht,
Der flackernd im Sternensurz Deutschlands verbrannte,
Sein Geist weht um uns, wo die Freiheit erwacht!

Das Reich ist zertrümmert, die Macht ist zerschlagen,
Das kummert den Weimarer Weltbürger nichts,
Sein Kopf steckt im Sandloch der ewigen Fragen,
Da plagt ihn kein Wetter des Völtergerichts.
Wir Jünglinge hören erschüttert das Grollen,
Wir eilen vom Buch weg und werden Soldat,
Wir lieben die Freiheit als Höchstes und wollen
Ein Herrenvolk sein und kein Schulmeisterstaat!

Wir stehen als Männer in ehernen Dramen,
Und wenn man in Weimar den Liebhaber spielt,
Bei uns ist kein Platz für natürliche Damen,
Nach denen der Zeitgeist vom Buchrand weg schießt,
Wir sind kein Geschlecht aus galanten Romanen,
Und was uns mit Schauer die Seele durchzieht,
Das zeigt uns ein Vorbild begeisternder Ahnen:
Ein Heldengedicht und ein Vaterlandslied!

Mein Ruhm ist ein Kranz aus heroischen Rosen,
Wenn Blut um die todblaue Stirne mir tropft,
Verklärung platonischer Apotheosen,
Mit denen das Herz sich den Eingang erklopft,
Um mit den Unsterblichen ewig zu thronen,
Denn nichts überdauert die flüchtige Zeit,
In deren Gefes wir nur unsicher wohnen,
Als wenn sich ein Volk aus der Knechtschaft befreit!“

Hoch blinken die Degen mit flirrenden Lichtern,
Der Adel des Manns ist ein Schwert in der Hand,
Ein heiliges Feuer glüht in den Gesichtern:
Sie schlingen den Kranz um das Bild an der Wand.
Jäh schmettert ein Horn, und die Hofsunde bellen,
Da reißt es die Tür auf, ein Mann schreit: „Alarm!“
Wie Geisterspuk weht es hinweg die Gefellen,
Dunpff dröhnt in die Nacht der verwegene Schwarm.

Heidelberg

Urban Greif

(Aus dem zweiten Balladenbuch: „Deutsche Ahnenbilder“)

Wie England bei Sheriff aussieht

Von Urban Greif

Diese Urteile stammen von einem deutschen Frontsoldaten, der das Inselreich als Landschaft und in seiner gesellschaftlichen Ordnung aus eigener Anschauung nicht kennt, dafür aber aus mehreren Kampffahren sehr genau den Tommy.

Der Tommy ist der lebendigste Ausdruck des englischen Wesens, so wie der deutsche Stahlhelmer unsere beste Eigenart darstellt. Darum hat das Buch „Journey's End“ von R. C. Sheriff ewigen Dokumentenwert, kein Geograph und kein Historiker können der Nachwelt ein solches Zeitbild überliefern, wie es in diesem Drama scharf und einprägsam umrissen ist. Dabei ist der dichterische Wert des Stückes nach deutschen Bildungsbegriffen durchaus nicht meisterhaft, es will ganz am eigenen Ethos gemessen sein.

Jede Niederschrift hat ihr Gesetz entweder aus dem Blut oder dem Denken, ein Satz, der uns seit Schillers und Nietsches Untersuchungen geläufig ist. Wo das Blut gesund ist, wird es unbewußt alle die Forderungen erfüllen, die Platon als Denker an den bildenden Künstler stellt. Seine Staatslehre verbietet ausdrücklich die Nachahmung aller Wirklichkeiten, die für den Bestand der Gemeinschaft sich als zerlegend erweisen.

Es ist soviel von Sheriff bekannt geworden, daß wir ihn als blutsmäßig verpflichteten Gestalter ansprechen müssen, er spielt Hockey und ist nicht von des Gedankens Blässe angekränkt, und sein Blut ist urgesund.

Es liegt im Wesen eines Kunstwerkes, daß der ethische Gehalt sich in einer idealen Person zum vollendeten Ausdruck verdichtet, mag man sie Held nennen oder nicht. Diese Gestalt ist Leutnant Osborne. Da wir auf einen Ausblick zum englischen Wesen zielen, ist eine Charakterstudie in Hinsicht auf seine näheren Lebensumstände hier nicht gefordert, wir ziehen nur unsere Urteile daraus.

Der deutsche Gestalter geht meistens in sehr blutleerer Weise von einer Idee aus, die er dann nachträglich mit den Lappen einer erfundenen Realität umkleidet. Diesen Weg des Ausdrucks kennt der Engländer Sheriff nicht, seine Darstellung ist in bestem Sinne naiv, seine Gestalten sind in packender Lebendigkeit der blutvollen Erscheinungswelt entnommen. Darum ist die hinter den Phänomenen wirksame Idee auch nicht in schöne Papiersentenzen gefaßt, erst die kritische Untersuchung kann aus diesem naiven Beweis der Gefühle den hintergründlichen Gedanken zum geistigen Bewußtsein bringen. Wie England bei Sheriff aussieht, das kommt in diesen drei Ordnungsgruppen zum Ausdruck.

Erstens: Während wir Deutsche in unseren Unterständen entweder Stat spielten oder über Göthe sprachen, gehört das Gespräch der Engländer über Sport zur Bezeichnung ihres innersten Wesens. Sport erscheint in diesen Offiziersunterhaltungen geradezu als Vorschule des Heldentums. Es ist ein Reiz bei Sheriff, daß er das nicht in plumpe Formel bringt, um so deutlicher aber wird für den deutschen Betrachter das Wesen der englischen Sportbegeisterung. Wir erkennen die Bedeutung des Agonalen als Zuchtwillen einer aristokratischen Auslese.

Zweitens: Einen weiteren Hauptteil nimmt im Gesprächsstoff dieser Engländer die Familie ein. Gewiß wurde

auch in den Unterständen bei uns oder den Franzosen von daheim geredet, aber diese Tommys bei Sheriff verraten eine so schwärmerische Hingebung, daß wir einen besonders hervorragenden Volkstzug dahinter vermuten müssen. Wir erkennen die Bedeutung der Familie als Grundlage der sittlichen Volkseinheit.

Drittens: Nur in ganz zarten Hinweisen offenbart der Dichter die Seiten der religiösen Gemütsveranlagung. Da werden keine metaphysischen Tiefsinnigkeiten über Gott und die Welt gesprochen, still kniet der feine Osborne an seinem Betttrand hin und bedeckt sein Gesicht, nicht einmal die Bühnenanweisung spricht von einem Gebet, aber wir deutschen Stahlhelmer haben zu oft in den Rocktaschen und Brotbeuteln toter Tommys die Bibel und das Gebetbuch gefunden, als daß wir diesen kleinen Zug bei Sheriff etwa für unwesentlich oder gar nur als sentimentale Geste halten würden. Sehr bezeichnend ist auch die innere Einstellung des Hauptmanns Stanhope, der nicht mehr auf Urlaub in die Heimat fährt, um nicht sein im Grabenkrieg verdorbenes Wesen in den reinen Frieden der väterlichen Landpfarre zu tragen. Aus diesen Männern einer veränderten Welt spricht eine solche stille Ehrfurcht vor der Tradition, und sie erschüttert uns so, gerade weil sie davon schweigen. Wir erkennen die Bedeutung der Religion als die letzte Macht über dem Reich dieser zwiespältigen Erscheinungen.

Diese drei Punkte zeigen ein aristokratisches Volk in guter Form. Schicht und Masse heißen hier die polaren Gegensätze, Auslese schafft zwischen beiden das veröhnende Gleichgewicht. Die Handlung des Stückes spielt in einem Offiziersunterstand, aber nicht daher rührt die auffällige Absonderung von der Mannschaft, hier offenbart sich gesundes und noch nicht sentimental angekränkeltes Herrentum. Wir haben den gemeinen Tommy Atkins als einen nach unseren deutschen Schulbegriffen höchst ungebildeten Menschen kennen gelernt, aber England hat er immer im Leibe, das macht die Kluft zwischen Schicht und Masse so gesund und raubt ihr den Haß. Der deutsche Bildungsraum ist den gegenständlichen Weg gegangen, er versuchte, Schicht und Masse auf eine Ebene zu bringen, aber es wurde schließlich eine schiefe Ebene daraus, die Zerstörung eines gesunden Herrentums kann unser Untergang werden. Der Willen zum Zwang der Canaille tritt bei Sheriff sehr ausgeprägt in den Vordergrund, sei es der Masse gegenüber oder an sich selber, neben der Ueberlegenheit des Materials hat der Engländer eben auch gesunden Charakter ins Feld gestellt.

Es ist für uns Deutsche beschämend, wenn wir an die Möglichkeit denken, daß andere Völker unser Wesen in ähnlicher Weise etwa an Remarque ablesen werden, aber wir müssen diesen Gedanken doch ins Auge fassen, denn an Ernst Jünger werden sie uns nicht messen.

Wie sehr das germanische Blut bei Sheriff gesprochen hat, sehen wir am Urteil seiner Offiziere über den deutschen Gegner, dem sie ihre höchste Achtung zum Ausdruck bringen. Ich halte es für keinen Zufall, daß Frankreich in dem Stück eine so nebensächliche Rolle spielt, schließlich steht nicht mehr darin, als daß es in Paris Dirnen gibt. Es steht für die Zukunft zu hoffen, daß nach restloser Ueberwindung des moralischen Schweinehunds in den Remarquejahrgängen sich Stahlhelmer und Tommy sehr gut verstehen und vertragen werden.

D' Haimet

Mi Aerger mues i use loh!
Pos Bliß un Bluescht, wie drüllt's mi um,
As hätt i Gist un Galle gno.
's isch mer so dumm! 's goht alles chrumm!

Mi Chopf tuet weh un d' Händ sinn wund
Un alli Arbet battet nüt
Un was mer au in d' Queri chunnt,
Verdriest mi halt uf Schritt un Tritt.

Un 's Wetter duffe hilft no mit:
Es näblet, ryslet, regnet, schneit!
Un doch isch's Mai un Früeligszit:
's het Schnee un Blüete wit un breit.

Tot, unwohr luegt mi alles a;
Wie duß, isch dinne Schnee un Eis;
I fühl mi wie ne fremde Ma.
„So gang doch haim“, sait öbbis liis.

„Gang haim, wenn de e Fremdling bisch!“
Jo haim, do gieng i gern uf d' Reis.
Wohi? Was suechsch, was vor der isch?
's isch 's Wiesetal, sovil i weiß.

Stoß her un Chappe, Rucksack her
Un hebe d' Soble an de Schueh?
Dur's Nebel- un dur's Blüetemeer
Lauf i emole Röttele zue.

Wo do 's Tal uf — göhn d' Sorge mit?
Uf Steine, Schopfe, Huse, Zell;
Mi Herz wird freier jede Schritt
Un Luft un Himmel werde hell.

En Engeli macht 's Himmelstor
E bizli uf: der Sunnestrahl,
E junge Bursch mit goldnem Hoor,
Schlupft use, grad in's Wiesetal.

Wie d' Erde dampft; wie wird si bunt;
We schmeckt der Guu, so warm un süecht.
Vom Himmel un vom Bode chunnt
E ghaimi Ehrast un Luft un Liecht!

So heilt mi d' Haimet Zoll für Zoll,
Git stilli Ehrast no all' dem Lärm,
As nähmt mi 's Mütterli nonemol
Wie einscht as Chind in Schoß un d' Aerm.

Vörrach

H. Bortisch

Der lustige Zahnarzt

Von Hermann Bortisch

Photograph, Haarschneider und Zahnarzt waren mir von jeher zuwider, schon als ich noch ein Knabe war. Jetzt bin ich groß und schreibe sogar Bücher, aber diese drei Menschen sind die einzigen, die ich nicht lieb habe und besonders den Zahnarzt. Nun bekam ich aber eines Tages so schreckliches Zahnweh, daß ich gar nichts mehr zu Papier bringen konnte, obwohl ich die schönsten und besten Gedanken hatte und ich so voll war von Märchen und Geschichten wie ein Regensack, das am Ueberlaufen ist. Ich ging in die Stadt und schon ließen die Schmerzen nach, sodaß ich wieder umkehrte, ohne bei dem bösen Zahnarzt gewesen zu sein. Da sehe ich an einem der letzten Häuser einen großen freundlichen Schild, worauf geschrieben stand: „Zum lustigen Zahnarzt!“ Nun, der konnte mir vielleicht doch helfen, Schmerzen und Grillen zu vertreiben!

Das Wartezimmer war voll; aber es leerte sich ziemlich schnell; mit düsteren Mienen gingen die Leute ins Sprechzimmer hinein, mit heiteren, frohen kamen sie wieder heraus.

Endlich war ich an der Reihe. Schon der Zahnarzt selber konnte einen zum Lachen bringen: er war ein kleines buckliges Männchen, beweglich wie Quecksilber, mit einem übermäßig großen Kopf und daran hingen noch viel größere Ohren.

„Setzen Sie sich nur,“ sagte er, „wo steckt der Störenfried? Wissen Sie auch, warum der liebe Gott die Zähne gemacht hat? Erstens, damit wir Zahnärzte auch unser tägliches Brot verdienen und zweitens damit die Menschen Schmerzen tragen und Geduld üben lernen.“

„Bitte, mein verehrter Herr, machen Sie den Mund weit auf. Den Eckzahn da müssen wir nehmen; der hat von jeher eine große Rolle gespielt.“

„Als der liebe Gott nämlich den Adam schuf, war er im Zweifel, wie er ihm das Mundwerk gestalten sollte. Alle Tiere, die er schon erschaffen hatte, standen dabei im Kreis herum und sperrten das Maul auf vor lauter Verwunderung über den ersten Menschen, der noch ohne Zähne, Zunge und Lippen war. Da sah der liebe Gott ihnen allen ins Maul und überlegte, welches Gebiß wohl für den Menschen am besten passe. Und die Tiere drängten sich vor und jedes pries die Vorzüge seines Gebisses oder Schnabels oder sonstigen Kauwerkzeuges; denn nicht nur der Elefant mit seinen Stoßzähnen lobte sich, sondern auch der Storch mit seinem langen und der Spatz mit seinem frechen Schnabel, der Hai mit seinen Gaumenstacheln, die Stechmücke mit ihrem Rüssel und der Frosch mit seinem weichen breiten Maul. „Ich nehme von jedem etwas,“ sagte schließlich der Schöpfer, „dann braucht keins neidisch zu sein und dem Menschen ist aufs Beste geholfen.“ So entnahm er dem starken Löwen, Bären, Tiger und Eber zuerst je einen Eckzahn; „denn, sprach er, die Eckzähne sind die Grundpfeiler wie die Ecksteine eines Hauses.“ — Die Schneidezähne gab das Eichhorn, die Maus und etliche andere Nagetiere. Die Backzähne aber schenkten Kuh, Zebra, Kameel, Schaf, Hund und Katze her und schließlich die Weisheitszähne wollte der

liebe Gott von der Eule holen, weil sie so tiefsinnig dreinsah; aber da merkte er erst, daß er sie ja mit einem Schnabel versehen hatte und weil sonst nichts mehr Rechtes da war, mußte ein Esel herhalten, der freudig ya-ya sagte, als ihm der liebe Gott die hintersten Zähne auszog.“ Gerade als der lustige Zahnarzt das sagte und ich deutlich des Esels Stimme zu hören meinte, setzte er die Zange an und wupp dich, der Eckzahn war draußen. Ich zuckte wohl zusammen, aber der Zahnarzt sagte ruhig: „Die Geschichte ist noch nicht fertig!“

„Wieviel noch,“ fragte ich.

„Ich meine nicht Ihre Zähne, sondern die vom Adam! Er hatte nämlich noch keine Lippen und keine Zunge. Wissen Sie, wer sie spendete? Die Lippen der Vielfraß und die Zunge die Elster. Damit hatte der Mensch von Allem das Beste und Vollkommenste, d. h. nur der Mensch, der seinen Mund halten kann! Man muß ihn nämlich in Zucht halten wie ein Tierbändiger seine Bestien, sonst kommen alle die bösen Eigenschaften zu Tage, die sonst den Tieren eigen sind und die guten gehen allmählich verloren.“

„Und nun,“ sagte der Zahnarzt lächelnd, „kommt der Weisheitszahn dran. Das ist bei Ihnen ein ganz fauler Kerl, den wir an die Luft setzen müssen. Von jeher macht er gern große Sprüche und doch steckt meist nicht viel dahinter. Die Zähne hatten einmal einen Wettstreit untereinander, wer der Notwendigste sei. Ein Milchzahn aus den Jugendjahren war auch noch da und ließ sich hören. „Ohne uns,“ behauptete er, „könnte kein Mensch groß werden; auf uns lernt der Mensch erst recht beißen.“ „Wir packen an,“ sagten die Schneidezähne, „ohne uns läme der Bissen gar nicht in den Mund.“ „Und wir zerreißen das Stück; ohne uns würde Jeder ersticken,“ rühmten die Eckzähne. „Und wir,“ riefen die Backzähne, „wir zermalmen die Nahrung zu Pulver und Brei wie die Mühlsteine; und ohne uns ließe Jeder mit schwerem Magenweh herum.“ „Ihr werdet aber alle frühzeitig alt,“ stießen nun die Weisheitszähne hervor, „ihr brecht ab oder werdet faul. Da kommen dann wir an die Reihe, wenn der Mensch schon ans Heiraten denkt; und mit uns kommt ihm Verstand und Einsicht, Witz und Weisheit.“ — „Oho,“ riefen da die andern, „nur nicht so eingebildet! Cäsar hat gar nie Zähne bekommen und war doch ein besonders gescheiter Mensch.“

Alle redeten durcheinander, bis sich die Zahnbürste hineinmengte und also sprach: „Ich kenne euch alle wohl am besten. Jeden Morgen bürste ich euch ab und sehe euch dann ohne jeden Ueberzug, grade so wie ihr seid. Ihr habt alle gleich gute und schlechte Eigenschaften und ich wüßte nicht, wem ich den Vorrang einräumen müßte. Nur die faulen sind weniger wert als die fleißigen und je fleißiger ihr arbeitet, sobald ein Bissen zu euch kommt, um so mehr seid ihr was nütze; und das ist die Hauptsache; nicht was wir tun, hat so hohen Wert, als wie wir etwas tun. — Und die Weisheitszähne sollen sich das auch merken und wissen, daß die Weisheit nicht mit den Zähnen kommt, sondern die Zähne mit der Weisheit!“

„So hat das Zahnbürstchen gesprochen und ich, der Zahnarzt, bin ganz seiner Meinung, namentlich bezüglich des Schlusssatzes, sonst würde ich Ihnen nicht so schnell den Weisheitszahn ausziehen; aber die Weisheit bleibt bei Ihnen

(— wenn sie überhaupt schon da war —) auch wenn eine Weisheitszahnlücke vorhanden ist.“

Damit zog er kräftig an; ebenso kräftig schrie ich auf, aber der Bösewicht war draußen!

„Nun, nur noch einen,“ bemerkte das bucklige Männlein. „Alle guten Dinge sind drei! Sie sollen aber beim Dritten gar keinen Schmerz spüren, sondern vor lauter Vergnügen lachen dabei: so, lehnen Sie sich geruhsam ganz zurück in den Stuhl, schließen Sie die Augen und atmen Sie willig das Lachgas ein, das ich Ihnen jetzt zu riechen gebe.“

Ich war plötzlich, nachdem ich ein paar Mal gehustet, gar nicht mehr beim bösen Zahnarzt, sondern daheim in meinem kleinen Museum, das ich mir, auf meinen Reisen in Europa, Afrika und Asien gesammelt, erst kürzlich eingerichtet hatte. Und sieh nur, schau nur, guck nur, wie grinsen und lachen all' die Götzen aus Lehm und Holz, aus Porzellan und Silber! Der indische Buddha aus Ebenholz verzieht sein Gesicht bis fast an den Bauch hinunter und lacht, so gut wie der Negerpfeifenkopf, dem vor Freude das Feuer aus dem Dache steigt. Sogar der berühmte „Dornauszieher“ aus Rom, in Marmor nachgebildet, der sonst etwas schmerzlich dreinschaut, als ob es nicht ein Dorn, sondern ein Zahn wäre, den er sich auszieht, sieht fröhlich drein. Auf den chinesischen Gemälden wackelt alles mit dem Kopfe und die schwarzen kleinen Elefanten von Ceylon, wie das zierliche japanische Elfenbeinmännchen schlagen Purzelbäume. Die Sprechtrummel von Kamerun trommelt von selbst einen Walzer; die Gong von Siam brummt und tönt; die Fiedel eines armen blinden Chinesen streicht ihre Saiten; die Geweihe an der Wand von Wasserbüffel, Antilope und Rentier bewegen sich wie im Tanze und das ausgestopfte Seekalb hüpfet und geberdet sich wie toll!

„Ja, was ist denn los,“ frage ich endlich. „Bin ich verrückt oder ihr?“ Denn ich lachte mit und wollte tanzen; aber ich hatte es nie gelernt und war nun zu alt und steif dazu.

Da sprang der weißbärtige, bedächtige, sonst so zeremoniell zurückhaltende Konfuzius aus seinem Rahmen, nahm mich um die Hüfte, schwenkte mich herum und sagte: „tshen nyin tshen yong thung, nyin nyin thung m syong thung“, d. h. bei tausend Herzen gibts tausend Schmerzen, aber jeder Schmerz hinieden ist verschieden. Jeder von uns hat irgend ein Weh: Du Zahnweh, ich Kopfweh vom vielen Denken; der Buddha Leibweh vom Fasten usw. Aber da gibt es ein gutes Mittel dagegen: man denkt an ganz was anderes und lacht dazu! Wenn's tausend Schmerzen gibt, so gibt es tausendeins Freuden; denn der Himmel hat den Menschen mehr Freude verliehen als Leiden, aber auf uns kommt es an, ob wir Freude aus dem Leide machen, ob Glück aus Unglück, ob Segen aus Kummer, ob Frühling aus Herbst, ob Licht aus Dunkel. Wir können es. Mein Freund Menzius hatte auch einmal Zahnweh, da . . .“

Ich hörte die Geschichte, die mich so sehr interessiert hätte, nicht fertig, denn plötzlich war ich wieder auf dem Marterstuhl des lustigen Zahnarztes. Er verbeugte sich eben vor mir und sagte: „So, nun sind wir fertig. Das Vergnügen, das Sie ausstanden, ist ein bißchen lang gegangen; dafür kostet's auch 10 Mark; sonst ist's billiger. Empfehlen Sie mich Ihrer Frau Gemahlin und Ihren fünf Töchtern mit und ohne Milchzähne.“

Er schob mich hinaus. Ich zog fröhlich heim und immer wieder hörte ich die letzten Worte des Konfuzius: „Menzius hatte auch einmal Zahnweh, da . . .“ Ja, was dann? Er ging wohl auch zum lustigen Zahnarzt und ließ sich unter Lachen seine Störenfriede ausreißen.

Yucca

oder ein kommunaler Schildbürgerstreich

Es wird nicht viele Leute in Deutschland geben, die überhaupt wissen was Yucca ist. Yucca ist eine Pflanzenfaser, das Kraut selbst heißt Yuccaceen. Das Lexikon berichtet über dieses Kraut, daß es eine Gattung der Liliaceen ist, spitze Blätter und Blüten treibt, 35 cm hoch wachsen kann und einzelne Arten zu Launen verwandt werden können, und daß man daraus auch Stricke drehen kann. Diese Eigenschaften dürften an sich nur den Botaniker oder auch den Chemiker interessieren. Aber die Qualitäten des Yucca scheinen weit umfangreicher zu sein, als es dieser bescheidenen Darstellung aus der Naturkunde entspricht. Denn es existiert eine deutsche Kreisstadt, nämlich Hann.-Münden, die die volkswirtschaftliche Bedeutung des Yuccaceen so hoch und die Möglichkeiten aus einer Entfaserung der Pflanze finanziell so aussichtsreich eingeschätzt hat, daß sie ein großes Bündel Tausendmarkscheine für diese Gedankengänge geopfert hat. Die Kommunen haben es ja auch heute dazu. Sie schwimmen ja so im Gelde, und das Geld der Steuerzahler fließt so leicht, daß es lachhaft wäre, wenn eine Kommune nicht für einen bombensicheren Millionen-Gewinn 100 000 RM. investieren könnte.

Aber Scherz beiseite! Die Yuccaceen-Angelegenheit hat sich in Hann.-Münden zu einer so traurigen Sensation entwickelt, daß man sich wirklich an den Kopf fassen muß. Ein Herr X. — der Name tut nichts zur Sache — hat sich eine selbsttätige Speisevorrichtung für Entfleischungsmaschinen von Agaven — Yuccaceenblättern und dergl. — patentieren lassen. Das ist sein gutes Recht. Er hat dann den städtischen Kollegien von Hann.-Münden seine Erfindung präsentiert und die Stadt dazu gebracht, einen Vertrag abzuschließen, wonach die Stadtverwaltung 200 000 RM. für den Anbau von Yuccaceen und für die Verwertung der Patente und der Erfahrungen des Herrn X. aufwenden sollte. Mit diesem Vorgang hört das Privatinteresse des Herrn X. auf, und es setzt das öffentliche Interesse an der kommunalen Finanzwirtschaft ein. Der Vertrag zwischen Münden und X. wurde abgeschlossen, obwohl Herr X. bei den Regierungen in Bayern, Hessen und Württemberg mit seinem Projekt abgeblitzt war, und obwohl das hessische Arbeitsministerium der Stadt Münden dringend empfohlen hat, sich nicht mit der Angelegenheit einzulassen. Obwohl auch sonst Sachverständigen-gutachten vorlagen, von denen eines immer noch vernichtender als das andere war, verpflichtete sich die Stadt Münden im Vertrag, der vom 14. Dezember 1929 datiert, auf dem Gelände der Stadt die geplante Yucca-Plantage anzulegen und eine „Deutsche Pflanzenfaserverwertungs-Gesellschaft mbH.“ zu gründen, an der Münden und Herr X. je zur

Hälfte beteiligt sein sollten. Das Stammkapital sollte so aufgebracht werden, daß die Stadt Münden die Barmittel stellte, während auf den Anteil des Herrn X. seine Schulpflicht usw. als eingebracht angesehen werden sollten. Der Vertrag konnte an sich noch bis Mitte Januar ds. Js. rückgängig gemacht werden. Die bürgerliche Fraktion von Münden, die vernünftig genug war, solche sinnlosen Experimente mit Mitteln der Steuerzahler zu mißbilligen, stellte zwar den Antrag, daß die Stadt vom Vertrage zurücktreten sollte bezw. der Vertrag solange zurückzustellen sei, bis die Rentabilität des Unternehmens einwandfrei gegeben sei, aber dieser Antrag wurde zweimal durch das Bürgervorsteher-Kollegium von Münden abgelehnt. In den Augen der anderen Fraktionen und des Magistrates glaubte man demgegenüber offensichtlich an ein „Ei des Columbus“ für die Finanzen von Münden. Auf dem Papier sah der Plan auch sehr nett aus, zumal in einer Ergänzung zu dem erwähnten Vertrag folgender Passus enthalten ist: „Herr X. erhält aus dem Reingewinn vorweg bis zu zwei Millionen RM., abzüglich einer Verzinsung von zwei Prozent über Reichsbankdiskont, die die Stadt Münden erhält für die Verzinsung ihrer Einlage. Diese Zinsen sollen entsprechend der Rentabilität gesteigert werden“. Aus diesem Passus ist ersichtlich, ein wie großes Geschäft die Stadtverwaltung von Münden — entgegen der Auffassung der bürgerlichen Fraktion — nicht nur witterte, sondern schon sicher in den Taschen zu haben glaubte.

Aber siehe da, es begab sich, daß nicht nur die Zweifel, sondern auch die Zahl der Zweifler wuchsen. Und sie setzten sich erfreulicherweise durch, bevor die ganzen 200 000 RM. in den Topf sozialistischer Experimente auf Nimmerwiedersehen geflossen waren. Die bürgerlichen Parteien machten alle Kräfte mobil, und es gelang ihnen nach langem Kampfe, durch ihr energisches Vorgehen den Magistrat zu zwingen, den Vertrag mit dem Erfinder X. zu lösen. Leider muß als Abschluß dieser Grotteske vermerkt werden, daß dieser Expansionsversuch der Stadt immerhin noch die Summe von nicht weniger als 88 000 RM. kostete. Also 88 000 RM. einfach hinausgeschmissen für das Bedürfnis des Magistrats und gewisser Parteien in Münden, der privaten Wirtschaft durch „eigene“, „neue“, „fruchtbare“ Ideen den Rang abzulaufen.

Die Angelegenheit spricht für sich selbst, und man kann es jedem Magistrat oder jeder kommunalen Partei überlassen, die Lehren daraus selbst zu ziehen. Aber eines muß doch abschließend gesagt werden: gibt es kein Mittel der Staatsaufsicht, derartige Schildbürgerstreiche schon im Entstehen zu unterbinden? Ist es mit der Staats- und Kommunalidee zu vereinbaren, daß die Kosten solcher Experimente unwiderbringlich verloren bleiben und die Verantwortlichen nicht zur Rechenschaft gezogen werden? Es gibt sicher dutzende, wenn nicht hunderte solcher oder ähnlicher Fälle, sie werden leider nur selten der breiten Öffentlichkeit bekannt. Aber diese Yucca-Angelegenheit ist so typisch, daß sie die weiteste Verbreitung verdient — mag man über sie lachen oder weinen!

Dr. F. N.

Ei Elsaß un fei zweits git's meh

Wie manki Segnig uf dr Walt
Isch wie n e Paradies so scheen.
Dü liebi Zit! Chumm lüeg emol
Wie still ass bi äis d' Tage gehn!
I weiß: es git mank häärlich Land;
Un d' Walt isch groß, un d' Walt isch wit.
Doch gängsch so wit o ass de magsch,
De fingsch doch 's zweite n Elsaß nit!

Die Faischter mit Geronium dra,
Die Chuchi mit de Firichte drin,
Die Maietaller uf de Schaft,
Die Sibel in de Landere in,
Das lacht eim a! Das tüet eim wohl!
So eifach, gung isch alles do!
So sag mr einer denn emol:
Wu git's denn ebbis Scheeners no?!

I will jo nit in große Wort
Di riehme, Haimet do dermit;
Doch lüeg: i weiß, i ha die garn.
Das isch's un das verheb i nit!
So garn han i di, Haimet dü!
Ass wie ei Garte tüesch do steh!
So heer's denn Walt! So heer's denn Walt:
Ei Elsaß un fei zweits git's meh!

Aus „Sundgäu“

Nathan Kay

Wir bitten unsere verehrlichen Bezieher höflichst
die noch rückständigen Abonnements-Beträge
baldigst auf unser Postcheckkonto Karlsruhe Nr. 41658
„Der Markgräfler“ einzuzahlen!

„Sundgäu“

Alemannische Gedichte von Nathan Kay

Es geschehen mitten in der elenden Zeit immer wieder Zeichen des Geistes: im Elsaß, dem linksrheinischen alemannischen Lande, blüht auch heute, unter französischer Herrschaft, wie einst in den Tagen Schöpflins, des Geschichtschreibers, eines geborenen Markgräflers, des genialen Arnold, welchen Goethe rühmend besprach, der Gebrüder Stöber, die für das Elsaß sind was Hebel für Baden, die alemannische mundartliche Dichtung. Wer Münzers „Schäztlälein“, Lienhards „Elsässischen Garten“, Solveens prachtvolle Wandkalender betrachtet, der staunt, wie immer wieder das elementare vollliche Empfinden hervorbricht, allen Hemmungen zum Trotz, ja, wie das elsässische besondere Volkstum so stark ist, ähnlich wie das stammverwandte schweizerische, im besonderen das baslerische, daß es die scheinbar fremdesten Blut- und Geistesströme gewaltig in seine Bahnen lenkt und die Ergriffenen einvoht. Das Wort „Volkstum“, einst von Ludwig Zahn geschaffen, ist kein leerer Begriff, sondern eine der ewigen wirksamen Tatsachen in einer durch und durch erschütterten Welt.

Der Sundgau ist die Landschaft im Elsaß, welche links des Rheines dem Markgräflerlande gegenüber liegt. Bei Hebel erscheint der Name immer wieder; der Sundgau ist der Schauplatz des Schlupfaktes der Tragödie „Der Karfunkel“, taucht in den Geschichten des Hausfreundes auf und begrenzt mit dem Fricgau das Hebelland. „Sundgäu“ nennt ein neuer elsässischer Dichter seine mundartlichen Gedichte und schafft in ihnen eine packende dichterische Verklärung des schönen Ländleins. Nathan Kay aus Waldighofen heißt der Dichter und er ist einer. Er empfindet wirklich mit dem Volke, in dem er lebt; es gibt bei ihm keine Heine'schen inneren Ablehnungen und Zwiespalte, also keine bissige Ironie und keine kalte Schnauze; ob er den aus Liebe und Krieg gewobenen Helbentroman eines prachtvollen Katers in urwüchsigem Worten schreibt, den „Büser“ und „Rolli“ zum Malen nahe bringt, ob er in ergreifenden Versen sagt, wie der Krieg als schauerliche Gestalt sein liebes Heimatland verwüstet, oder die Geranien am blickblanten Fenster eines Mädchens besingt, immer ist er der bescheidene aber wache Dolmetsch echter Gefühle, empfindet mit dem Volk identisch, und vermag Wärme und Freude auszustrahlen.

Kay hat von Vielen gelernt, aber seine eigene Note ist klar und rein. Wie er im Leben ein liebenswerter, Allen naher Mensch ist, so steht er auch mit der Natur in behaglichem Austausch. Sein Buch ist eine schöne Gabe, ein guter Anfang, von seinem Freunde Solveen, dem Maler und Dichter mit prächtigen Schwarzweißzeichnungen geschmückt, eine anmachige Elsässerin, die Einen zum Lachen und Weinen bringen kann, wenn sie in behaglichem Dialekt ihr Wesen weißt.

Wir Markgräfler winken also lustig über den Rhein hinüber und stoßen mit edelm Wein an auf die verwandte Mundart, als dem Hall verwandten Geistes und einiger Seele! Dieser „Sundgäu“ soll leben! H. S. B.

Verlag: Der Markgräfler. Für die Schriftleitung verantwortlich: Fritz Heinz Auer Lörrach. Geschäftsstelle, Verlag und Schriftleitung: Lörrach, Baslerstraße 6, „Hansahaus“, Postfach 188, Fernsprecher 2344. Druck der Wiesentäler Handelsdruckerei Carl W. Auer Lörrach. Postcheckkonto: Karlsruhe No. 41658 „Der Markgräfler“.